

wichtiger Deutungen und Informationen, ist manchmal allerdings recht ungenau (die tatsächlich vielschichtige Haltung Racines zur aristotelischen Katharsis¹ und den Wirkaffekten von 'terreur' und 'pitié' etwa wird in arg vereinfachender Weise zu kurz abgetan, S. 21) und bringt hie und da auch unzutreffende Wertungen vor: So kann etwa keine Rede davon sein, Racines Poetik verlange von den tragischen Protagonisten „qu'ils soient grands, autrement dit qu'ils engagent des actions éclatantes accomplies par des personnages proches des demi-dieux d'Euripide“ (ebd.) – man muss nicht ausgerechnet die hier besonders eindeutige *Bérénice*,² sondern könnte bspw. auch die *Andromaque* heranziehen, um leicht zu beweisen, dass wir hier fern einer Welt von Halbgöttern der griechischen Tragödie sind. Auch scheint zweifelhaft, ob man unter weitgehender Ausblendung des schwierigen Themas möglicher 'Jansenismen' bei Racine und seiner 'negativen Anthropologie' (K. Stierle) zu einer angemessenen Gesamteinschätzung der tragischen Texte Racines kommen kann. Es befriedigt nicht, Racines Stücke insgesamt eindeutig auf die Seite absolutistisch orientierter Literatur zu verbuchen („[...] son dessein ultime est de donner aux sujets du grand roi et au roi lui-même une idée des splendeurs et des misères autrefois évoquées par ces 'grands hommes de l'Antiquité' qu'il a, selon la préface de *Britannicus*, 'choisis pour modèles' [...]“, S. 22). Das Bild des vermeintlich 'nur höfischen' Autors hat in letzter Zeit doch erhebliche Retuschen erfahren, und es hätte dem Band gut angestanden, eine aktuelle Gesamtinterpretation in einem neu geschriebenen Vorwort anzubieten, das auf den Stand der internationalen Racine-Forschung hätte eingehen müssen.

Die Texte der Stücke sind in dieser Ausgabe, wie üblich, entsprechend der Diachronie ihrer Entstehung gereiht. Jedem Stück ist aus der Feder von Viala oder Guyot eine kurze Einführung vorangestellt. Die Einführungen bieten auf knappem Raum jeweils eine Übersicht über die Umstände der Erstaufführung, wichtigste Reaktionen der zeitgenössischen Rezeption, die Aufführungsgeschichte sowie grundlegende Probleme der Forschungsgeschichte und Deutung der Texte, darunter regelmäßig die Diskussion der historiographischen und literarischen Hypotexte Racines sowie der vielfältigen binnentragödischen Gattungsproblematiken, die die Stücke aufwerfen. Die Einführungen sind allesamt lesenswert und verschaffen insgesamt dem Band einen eindeutigen Mehrwert gegenüber der Vorgänger-Edition von 1980. Dazu trägt auch das sehr schöne Nachwort („Dossier: Racine aujourd'hui“) in zwei Teilen bei. Der erste Teil, „Un demi-siècle de critique Racinienne“, stellt in konziser Weise die wichtigsten Werke und zentralen Strömungen der Racine-Kritik und Racine-Forschung der letzten ca. 65 Jahre dar. Dabei wird zunächst die Kritik überblicksartig in zwei sukzessive Phasen gegliedert („Le temps des querelles critiques“ bis 1968 und „Le temps de l'histoire“ nach 1968), um sodann detaillierter in systematischer Gruppierung der Forschungsperspektiven zu verfahren („Approches thématiques“, „Approches psychologiques“, „Approches stylistiques et dramaturgiques“, „Approches sociologiques“). Besprochen werden u.a. die Ansätze von Raymond Picard, Lucien Goldmann, Roland Barthes, Charles Mauron, Leo Spitzer, Jacques Scherer, Gilles Declercq, Jean Starobinski. Der nützliche Überblick leidet allerdings unter einer viel zu engen frankozentrischen Perspektive, die die bedeutsamen internationalen Forschungsergebnisse in den gängigen europäischen Sprachen zu einem Gutteil außen vor lässt und überhaupt nur einige wenige sekundärliterarische Titel englischer Sprache berücksichtigt. Der zweite Teil des Nachworts, „Les mises en scènes modernes de Racine“ (S. 1143–1172), liefert eine überblicksartige Darstellung der Racine-Inszenierungen seit dem 2. Weltkrieg, die nicht

¹ Vgl. dazu Bernhard Huss: *Die Katharsis, Jean Racine und das Problem einer tragischen Reinigung bei Hofe*. In: *PhiN – Philologie im Netz* 49 (2009), S. 35–55. [www.phin.de].

² Vgl. dazu Bernhard Huss: *Hélas! Hélas! Hélas! Zum Tod der klassischen Tragödie bei Jean Racine*. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 116.3 (2006), S. 257–286.

einfach chronologisch reihend verfährt, sondern die Inszenierungen nach dramenpoetischen und ästhetischen Ansätzen gruppiert (etwa „Racine poète: Les jeux de la convention“, „Racine incarné: Le corps des passions“, „Racine modernisé“, „Racine mis en pièces“). Die Inszenierungen werden in den meisten Fällen, je nach Verfügbarkeit des dokumentarischen Materials, relativ ausführlich beschrieben und diskutiert. Zusammen mit den statistischen Aufführungsdaten, die das Nachwort eingangs aufbereitet, entsteht hier eine hochinteressante theatrale Deutungsgeschichte des tragischen Gesamtwerks von Racine. Eine achtseitige Auswahlbibliographie und ein Index nominum schließen den Band ab.

Während die *Pléiade*-Ausgabe von Georges Forestier als Meilenstein der Racine-Philologie für den Spezialisten der unverzichtbare Bezugspunkt bleibt, haben Viala und Guyot mit diesem Band ein Arbeitsinstrument vorgelegt, das Studierenden und Lehrenden sowie einem komparatistisch interessierten, des Französischen mächtigen Publikum einen umfassenden Zugang zu allen bedeutenden Aspekten des klassischen Dramatikers par excellence ermöglicht.

Bernhard Huss (Berlin)

Herbert Jaumann (Hg.): *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, 2011. 1054 S., geb., Abb., € 199,95

Kai Bremer und Carlos Spoerhase (Hg.): *Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700*. Themenheft der Zeitschrift *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit* 15 (2011), Heft 2/3. Frankfurt/M.: Klostermann, 2011. 328 S., kart., € 40.–

Rainer Bayreuther, Meinrad von Engelberg, Sina Rauschenbach und Isabella von Treskow (Hg.): *Kritik in der Frühen Neuzeit. Intellektuelle avant la lettre* (Wolfenbütteler Forschungen 125). Wiesbaden: Harrassowitz, 2011. 404 S., geb., Abb., € 89.–

Die drei im Folgenden besprochenen Bände präsentieren die Frühe Neuzeit als Epoche intensiver und radikaler Auseinandersetzungen, in deren Gefolge die Moderne vorbereitet und das Wissen grundlegend neu konfiguriert wurde.¹ In ihrer Gesamtheit bieten diese Bücher eine bemerkenswerte ideengeschichtliche Topographie Europas zwischen Humanismus und Französischer Revolution, deren Beispiele dem prä-nationalen Charakter der Gelehrtenrepublik der Frühen Neuzeit Rechnung tragen. Vermessen wird diese Landkarte, rechnet man die Bandeneinführungen hinzu, in insgesamt 50 teilweise sehr umfangreichen Aufsätzen, von denen im Folgenden einige ausführlicher diskutiert werden sollen (was aus Platzgründen bei den anderen zu leider mancher ungerechten Verkürzung zwingt).

Herbert Jaumanns monumentales Handbuch *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit* setzt mit einem (zu) kurzen Vorwort ein, in dem der Herausgeber die thematischen Felder aufführt, um die herum die Beiträge zentriert sind, nämlich: „1. Philologie und Artes, Poesie, Antikerezeption / 2. Kulturen / 3. Theologie, Kirche / 4. Philosophie / 5. Recht, Politik / 6. Naturforschung, Mathesis, Medizin, materielle Kultur“ (S. V). Naturgemäß, so Jaumann, konnte das enzyklopädische Tableau seines Vorhabens nicht erschöpfend behandelt werden. Unter den mit sympathischer Freimütigkeit eingeräumten Desi-

¹ Vgl. zur mittlerweile ausgesprochen umfangreichen Erforschung der intellektuellen Konflikte in der Frühen Neuzeit die von Kai Bremer und Carlos Spoerhase im Rahmen des DFG-Projekts „Gelehrte Polemik“ erarbeitete Bibliographie: <<http://www.literatur.hu-berlin.de/gelehrte-polemik/bibliographie>> (Zugriff: 01.12.2014).

deraten vermisse ich allerdings,² ohne dieses Forschungsgebiet in der heute üblichen Form überbewerten zu wollen, solche zu Fragen der *Querelle des femmes* im 17. und 18. Jahrhundert,³ ja zu Gender-Aspekten überhaupt. Trotzdem liegt mit den *Diskursen der Gelehrtenkultur* ein hervorragendes Arbeitsmittel für die Erforschung der europäischen Wissens- und Intellektuellen-Geschichte „zwischen Spätmittelalter und Französischer Revolution“ vor (S. VII); seine kluge Disposition lädt zu einer sukzessiven Lektüre der 22 Aufsätze ein. Die Länge der Beiträge variiert zwischen 22 und mehr als 70 Seiten, so dass die einzelnen Aufsätze mit ihrem Umfang auf Relevanz und Materialfülle ihres Themas reagieren; die meisten der Beiträge schließen mit einem Quellenverzeichnis,⁴ während dem Band selbst auf den S. 953–1028 ein Gesamtverzeichnis der Sekundärliteratur beigegeben ist.

Eröffnet wird der Band von Jörg Roberts Darstellung der „Ciceronianismus-Debatte“. Auf 50 Seiten zeigt Robert nicht nur, wie dieser Disput für resp. gegen die Normativität des ciceronianischen Lateins seit dem 15. Jahrhundert die Debatten über Originalität und Subjektivität befeuerte, er verteidigt den spätestens seit der Genieperiode verachteten Ciceronianismus auch als eines der „verkanntesten Phänomene“ (S. 2) gegen die Verdikte der Moderne. Die Cicero-Renaissance der Aufklärung ist, so die überraschende Schlussvolte des Aufsatzes, eben nicht mehr Teil der frühneuzeitlichen Ciceronianismus-Debatte, sondern steht wesentlich im Zeichen von Originalität und Unnachahmlichkeit. Jörg Wesches Überlegungen zum europäischen Petrarkismus lassen eine ähnliche Fragestellung erkennen, nun allerdings vor dem Hintergrund der volkssprachlichen Dichtung entfaltet und stärker auf Aspekte der dichterischen Subjektivität fokussiert. Mit einem umfassenden Quellenverzeichnis (S. 148–155) schließt Jörg Jochen Berns' Aufsatz über *Mythographie und Mythenkritik in der Frühen Neuzeit*. Vom Gegensatz zwischen den antiken, polyzentrischen, metamorphotischen und dezidiert nicht-teleologischen Mythen zu den eschatologischen der jüdisch-christlichen Offenbarungsreligionen ausgehend, zeigt Berns die Schwierigkeiten, die nicht nur Theologie und Philosophie der Frühen Neuzeit mit dem Fortbestehen antiker Mythen hatten. Im Hinblick auf die mythenkritischen Verfahren ist es bemerkenswert, dass die Frühe Neuzeit weitgehend auf Modelle zurückgreifen konnte, die bereits in der Antike entwickelt worden waren. Dazu gehören etwa der Euhemerismus, die naturwissenschaftliche, moralphilosophische, satirische und etymologische Deutung der Mythen und die Einbindung mythologischer Erzählungen in geschichtstheoretische Konzepte. Dass die Frühe Neuzeit es zu keinem 'eigenen', geschlossenen mythologischen Konzept gebracht hat, liegt, so Berns abschließend, daran dass „die Mythologie in zu disparaten Interessenbereichen eklektisch beansprucht und zerrissen wurde“ (S. 146). Auf den folgenden 22 Seiten entwickelt Martin Disselkamp in einem sehr konzentrierten Aufsatz die *Parameter der Antiqui-Moderni-Thematik in der Frühen Neuzeit* und belegt, dass

² Geschmackssache ist hingegen der Ton des Vorworts, in dem der Herausgeber unfeinerweise eigenen Autoren (nämlich denen, die, wie Martin Mulsow, am operativen Wert des Netzwerk-Begriffs festhalten) ohne sachliche Auseinandersetzung in den Rücken fällt.

³ Zur *Querelle des femmes*, die seit Claude Perraults – der als Mediziner und Architekt bis heute im Schatten seines berühmten Bruders Charles steht – *Apologie des femmes* Teil der *Querelle des anciens et des modernes* war, vgl. Dorothea Dornhof: *Weiblichkeit*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Hg. von Karlheinz Barck u. a. Bd. VI. Stuttgart/Weimar 2005, S. 481–520, hier insbesondere S. 490–495; dort auch der Hinweis auf weitere Quellen.

⁴ Einige allerdings nicht, und bedauerlicherweise ist das Verhältnis zwischen quellenverzeichnendem Anhang und Quellen- und Forschungsangaben in den Fußnoten auch nicht ganz klar; hier hätte sich vielleicht die Verwendung von Siglen als formal stringenter Option angeboten.

das Thema der späteren *Querelle des anciens et des modernes* die europäische Gelehrtenrepublik schon seit der Renaissance in Atem hielt; oder, anders gewendet, dass die *Querelle* lediglich ein Syntheseort dieser frühneuzeitlichen Debatte ist, der die Fragestellung für eine neue Epoche des Denkens neu konfiguriert. Eric Achermann zeigt, wie der Streit um den Vorrang der einzelnen Künste – der *paragone* – nach 1500 zum entscheidenden Verhandlungsort medientheoretischer und semiotischer Debatten avanciert und damit eine wichtige Etappe in der Geschichte der „Bildung des Kollektisingulars *Kunst*“ markiert (S. 180).

Mit Simone de Angelis' Aufsatz über *Formen des Wissens, Vertrauens und Zeigens in Texten der frühneuzeitlichen Medizin* beginnt eine Sektion des Bandes, die Themen des Wissens und seiner Repräsentation behandelt. Dazu zählt die frühneuzeitliche Wissenspolitik, die Hanns-Peter Neumann am Beispiel des Paracelsismus darstellt, aber auch Alchemie (Claus Priesner) und Magie (Paola Zambelli). Drei Beispiele beleuchten die konfessionellen Konflikte und Konzepte: Zunächst untersucht Kai Bremer den Nexus von Konversion und Konfession vor dem Hintergrund der aktuellen Konfessionalitätsforschung; daran schließen sich Hanspeter Martis Überlegungen zum Verhältnis von Konfessionalität und Toleranz an. Sie münden in ein Forschungsprogramm, das belegt, dass die Frühneuzeitistik hier noch ganz am Anfang steht: ohne „quellengestützte, arbeitsaufwändige Studien“ lässt sich bislang, so das Fazit, wenig Konkretes „über die Bedeutung der Konfessionalität für die in der Frühen Neuzeit lebenden Menschen aller Regionen und Stände“ sagen (S. 439). Martin Mulsows Aufsatz *Exil, Kulturkontakt und Ideenmigration in der Frühen Neuzeit* fragt vor dem Hintergrund eines bedrückenden Tableaus von Gewalt, (Bürger-)Krieg und Vertreibung nach dem Zusammenhang von Exil und (literarischem) Engagement. Sein Beispiel sind die Niederlande des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Als Sammelbecken von Dissidenten und Dissentern aus ganz Europa wurde Amsterdam zu einem Zentrum der Ideenmigration und des Kulturtransfers und zugleich zu einem ideengeschichtlichen Relais zwischen Europa und dem Orient.

Vier Aufsätze widmen sich dem Themenkomplex Sprache/Hermeneutik/Repräsentation. Zunächst zeichnet Wolf Peter Klein den Aufstieg des Deutschen zur Gelehrtsprache nach. An ihn schließt Gerhard F. Strassers Aufsatz zum zu den *Theorien über Ursprachen und Universalsprachen in der frühen Neuzeit* an; neben den 'natürlichen' Universalsprachen (zunächst Latein, dann Französisch) entwickeln Sprachforscher und -philosophen (vorwiegend) im 17. Jahrhundert auch eine Vielzahl 'künstlicher' Universalsprachen, die sich teilweise auf mathematische, teilweise aber auch auf esoterische und kabbalistische Spekulationen zurückführen lassen. Vor diesem Hintergrund entfaltet Reimund Szdzyj seine Darstellung der *Allgemeinen Hermeneutik in der Frühen Neuzeit*. Dabei wird klar, dass die Schleiermachersche Hermeneutik einen Neuanfang bedeutet; mit der frühneuzeitlichen Verstehens- und Exegeselehre eint sie nichts, ja Schleiermacher scheint sich der im 18. Jahrhundert nach einer „kurzen Blüte der allgemeinen Hermeneutik“ abgebrochenen Tradition nicht einmal bewusst gewesen zu sein (S. 624). Anita Traningers Aufsatz über Theorien und Praktiken des rhetorischen und dialektischen Agons im 17. und 18. Jahrhundert verfolgt nicht nur, wie beide Disziplinen lange vor dem Natürlichkeitspostulat der Aufklärung von Rationalismus und Empirismus zunehmend unter Druck gesetzt werden, sondern auch, wie das Performative von Rhetorik und Dialektik allmählich von einer Rede- zu einer Lektürepraxis (einer *Art de penser*, wie die Logik von Port Royal es nennt) avanciert.

Zu den für mich faszinierendsten Lektüren des Bandes gehört der von Andreas B. Kilcher und Philipp Theison verfasste Aufsatz über *Jüdische Gelehrsamkeit in Europa und das Judentum im europäischen Gelehrtendiskurs*. Er diskutiert nämlich einerseits das Judentum als Objekt, andererseits aber auch als „Subjekt der Gelehrsamkeit“ (S. 667). Die trigonometrischen Punkte der von Kilcher und Theison unternommenen Vermessung sind der „jüdische Humanismus“ des 15. bis 17. Jahrhunderts (S. 668) und die zeitgleichen Kabbalisten. Die Verfasser zeigen aber – und das ist angesichts eines landläufig stark, ja

exklusiv vom 19. und 20. Jahrhundert geprägten Verständnisses der Kabbala ausgesprochen frappierend –, dass hier kein diametraler Gegensatz existiert, sondern dass sich die Diskurse innerhalb des europäischen Judentums überlagerten. „Die Kabbala wird damit zu einem vorzüglichen Schauplatz der Auseinandersetzungen zwischen ihrer wesentlich auf der Tora basierenden spekulativen Metaphysik und den neuen europäischen Welt- und Wissensentwürfen.“ So konnte die Kabbala zu „einem literarischen Organ neuzeitlicher intellektueller (philosophischer und wissenschaftlicher) Entwicklungen werden“ (S. 674). Im Zeitalter konfessioneller Unsicherheit wurde das Judentum, so Kilcher und Theison, auch für die christlichen Gelehrten zu einem fesselnden und kontrovers diskutierten Gegenstand. Dabei lassen sich zwei gegensätzliche Positionen ausmachen: eine „desintegrativ[e]“, die sich etwa in der Ausschlussrhetorik des späten Luther manifestiert, und eine „integrativ[e]“, die auf eine „Eingeführung von jüdischer und christlicher Eschatologie“ zielt. „An dieser Alternative entlang wird auch das beschreibbar, was für die frühe Neuzeit als Antijudaismus auf der einen und Philosemitismus auf der anderen Seite bezeichnet werden kann“ (S. 681).

Dass frühneuzeitliche Psychagogik mehr bedeutet als lediglich dissimulative Techniken der Selbst- und Fremdbeeinflussung macht Günter Butzer plausibel; trotz der modernen Terminologie – das Wort wird erstmals im *Lehrbuch der Psychologie* von 1875 erwähnt – lässt sich die Sache selbst bis in die Antike zurückverfolgen. Entscheidend für die Frühe Neuzeit ist nun einerseits die Amalgamierung antiker Vorstellungen mit denen des konfessionellen Zeitalters, andererseits aber die Übertragung psychagogischer Modelle der Selbstbeobachtung und des Selbstgesprächs auf die Poetik und Ästhetik. Montaigne und Shaftesbury werden von Butzer als zwei unterschiedliche Arten diskutiert, wie die Frühe Neuzeit die (künstlerische) Phantasie zugleich zu regulieren und anzuregen sucht (womit das Shaftesbury-Bild aus dem exklusiven Kontext der Genie-Ästhetik herausgelöst wird).

Volkhard Wels untersucht die Auseinandersetzung protestantischer Theologen mit dem Offenbarungsbegriff; sein Befund lautet, „dass die protestantische Theologie der Frühen Neuzeit eine unmittelbare göttliche Inspiration ausgeschlossen und jede Berufung auf eine solche als ‘Schwärmerei’ oder ‘Enthusiasterey’ verketzert hat“ (S. 747). Das Wechselspiel zwischen dieser nüchternen Position und ihren Opponenten, zu denen u. a. Paracelsus und Jacob Böhme gehören, ist in seiner Dynamik ausgesprochen spannend. Martin Schmeisser widmet sich der Erforschung und Darstellung von *Erdgeschichte und Paläontologie im 17. Jahrhundert*, wobei er belegen kann, dass diese Diskurse in der Aufklärung wie im naturwissenschaftlichen Zeitalter des 19. Jahrhunderts (nahezu) bruchlos fortgeführt wurden. Im Gegensatz dazu hat die Historiographie der Frühen Neuzeit, der sich Markus Völkel zuwendet, schon im Zeitalter der Aufklärung grundlegende Revisionen erfahren. Im abschließenden Aufsatz *Machiavellismus/Antimachiavellismus* überträgt Cornel Zwieler eine ideengeschichtliche Konstellation des 19. Jahrhunderts auf die Frühe Neuzeit. Tatsächlich lässt sich dieser ‘Diskurs’ nur in der binomischen Formation – eben als Anti-/Machiavellismus – rekonstruieren, denn „in der negativen Bindung an ihn blieb der Perhorreszierte [Machiavelli] immer präsent, selbst wenn nur sein Name benutzt wurde“ (S. 904). In diesem Beitrag ist der heuristische Wert des Diskursbegriffs mit Händen zu greifen, „da es im Kern um ‘Machiavellismus’ und nicht um ‘Machivelli’ geht“ (S. 907); so kann Zwieler die „epistemischen Grenzen des Sagbaren und des Nicht-Sagbaren, des Möglichen und Unmöglichen, des Erlaubten und Unerlaubten“ im europäischen politischen Denken zwischen 16. und spätem 18. Jahrhundert konturieren (S. 950).

Mit dem Handbuch der *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit* hat Herbert Jaumann ein vorzügliches Instrumentarium zur ideen- und kulturgeschichtlichen Kartierung der europäischen *République des lettres* geschaffen, das trotz seines gewaltigen Umfangs zu einer integralen Lektüre einlädt. Zusammen mit dem ebenfalls von Jaumann edierten *Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit* ist es Baustein eines beeindruckenden Netzwerks für die diskursive und prosopographische Erschließung der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Auf den für Oktober 2015 angekündigten und ebenfalls von

Jaumann herausgegebenen Band *Neue Diskurse der Gelehrtenkultur* darf man folglich gespannt sein.

Das von Kai Bremer und Carlos Spoerhase edierte *Zeitsprünge*-Themenheft *Gelehrte Polemik* besitzt einige thematische Überschneidungen mit den in Jaumanns Handbuch dargestellten Gelehrten Diskursen; diese führen jedoch nie zu Redundanzen, sondern perspektivieren die Streitsachen vielmehr in aufschlussreicher Weise. In ihrem Vorwort heben die Herausgeber das Spezifische der Gelehrtenrepublik hervor, deren Ideal „transnational, transkonfessionell und standesübergreifend“ und von daher „nicht in die nationalen, sprachlichen, konfessionellen, ständischen Konflikte involviert“ sei; dennoch kennt die Gelehrtenrepublik „ihre eigenen Kontroversen“, ja sie ist wesentlich durch Auseinandersetzungen und Polemiken, eben durch gelehrte Kriege charakterisiert (S. 111). Diesen gehen die 13 Aufsätze des Bandes nach, wobei sich der zeitliche Rahmen vom 16. Jahrhundert bis in die 1760er Jahre erstreckt. Die beobachteten Polemiken spielen sich auf den Feldern der Theologie, der Philosophie und denen der historischen und philologischen Wissenschaften ab; sie alle eint eine aggressive und unsachliche Dissenspraxis.

Die erste Sektion (*Grundlagen*) setzt ein mit dem Wiederabdruck zweier rezenter Studien. In seinem grundlegenden Aufsatz *Streit in der Gelehrtenrepublik* kartographiert Joseph M. Levine (1933–2008) die Hauptkampflinien der frühneuzeitlichen Gelehrten Dispute. Die wichtigste ist die Frontstellung Gelehrte/Dichter resp. Gelehrte/Künstler, deren antike Genealogie Levine ebenso rekonstruiert wie ihre frühneuzeitliche Ausdifferenzierung unter dem Einfluss der Naturwissenschaften und dem der *Querelle*. Im Anschluss schlägt Marcelo Dascal drei Typen des gelehrten Streites vor: Dem *Disput*, der auf Konfrontation, nicht aber auf Vermittlung ausgerichtet ist und primär der (Selbst-)Inszenierung des Gelehrten dient, steht auf der anderen Seite die *Diskussion* gegenüber, ihr Kennzeichen ist die „Möglichkeit der Entscheidungsfindung durch anerkannte Mittel, denen zugesprochen wird, alle rationalen Wesen zu überzeugen“ (S. 150). Zwischen diesen Amplituden ist die *Kontroverse* verortet, die weder klar entscheidbar, noch aber unentscheidbar ist. Marian Füssel untersucht die „bellizitäre Metaphorik“ der frühneuzeitlichen gelehrten Streitkulturen (S. 158), und Caspar Hirschi stellt die Frage nach den Normen des gelehrten Streites. Seine Thesen gehen dahin, dass, erstens, in der Frühen Neuzeit die Unterscheidung sachlich/unsachlich in die wissenschaftliche Welt eingeführt und kanonisiert wurde und dass sich, zweitens, diese Unterscheidung „von Beginn an als wirksames Mittel zur Konfliktverschärfung“ erwiesen hat (S. 176).

Die zweite Sektion (*Fallstudien*) beginnt mit Klara Vaneks Aufsatz über *Antihumanistische Polemik in Lobschriften auf das Hebräische*, in dem die diesen Disput charakterisierende Mischung von philologischer und anti- resp. philojudaistischer Argumentation präzise herausgearbeitet wird. Lutz Dannenberg widmet seine Überlegungen den frühneuzeitlichen *Modellen der Schlichtung von Interpretationskonflikten*, und Andrea Albrecht rekonstruiert auf der anderen Seite der Landkarte des Wissens *Mathematische Streitkultur in der Frühen Neuzeit*. Christopher Voigt-Goy verfolgt anhand von Valentin Ernst Löschers Periodikum *Unschuldige Nachrichten von Alten und Neuen Theologischen Sachen* (erschienen 1701–1761) die Konfliktlinien zwischen orthodox-lutherischer und pietistischer Theologie, zu denen im Verlauf des Jahrhunderts auch noch die zwischen Theologie und Aufklärung hinzukamen.

Ingo Berensmeyer stellt mit Margaret Cavendish (1623–1673) eine der Autorinnen in den Mittelpunkt, die in der Frühen Neuzeit das Visum in die Gelehrtenrepublik wiederholt beantragt hat – und die doch bis zum Schluss hartnäckig ausgeschlossen blieb. Auf diese Zurückweisung reagierte Cavendish mit bemerkenswerten Strategien wissenschaftlichen Schreibens, mit deren Hilfe sie ihre weibliche Autorschaft inszenierte und sich als „weibliche Autorität“ (S. 325) präsentierte. Dies gelang auch deshalb, so Berensmeyer, weil Cavendish ihre Autorschaft zu einem Zeitpunkt entwickelte, an dem in der wissenschaftlichen Kommunikation die strenge Trennung zwischen faktualer und fiktionaler Schreibart

nicht verbindlich kanonisiert war. Iris Bons widmet ihre Überlegungen der *Kritik in der Medizin des 18. Jahrhunderts*, wobei ihre Referenzfigur Albrecht von Haller bereits bruchlos der Aufklärung zuzurechnen ist. Der ausgesprochen streitbare und jeder Polemik gegenüber aufgeschlossene Komponist, Musiktheoretiker und -publizist Johann Mattheson wird von Karsten Mackensen und Dirk Rose in seiner Funktion als Schöpfer einer neuen Form der „musikalischen Wissenschaft“ untersucht (S. 365); dabei können die Autoren plausibel machen, dass der iraszible Musiker ein Virtuose der noch jungen (deutsch- und französischsprachigen) Musikpublizistik war, dessen journalistische Interventionen maßgeblich dazu beigetragen haben, die Musik aus dem System des *quadrivium* herauszuziehen und der jungen Disziplin der Ästhetik zuzuschlagen. Alexander Nebbrig analysiert die Rolle, die das satirische Epos *Der deutsche Dichterkrieg* (1741) im Rahmen des Leipzig-Zürcher 'Literaturstreits' spielt. Dabei kann er „strukturelle Analogie[n]“ zwischen dem Literaturstreit und der *Querelle des anciens et des modernes* nachweisen (S. 389); in der Tat haben die deutschen wie schweizerischen Kombattanten das französische 'Modell' des Gelehrtenstreits genau beobachtet – auch, um ihre eigenen, im Vergleich zur *Querelle* sehr viel unklarereren Frontverläufe zu glätten. Im letzten Aufsatz des Themenheftes untersucht Sibylle Baumbach *Das Elysium als Austragungsort gelehrter Polemik in George Lytteltons „Dialogues of the Dead“*. Dessen imaginäre Totendialoge⁵ präsentieren die Unterwelt als ziemlich innovativen Ort für die Geschichte der modernen Streitkultur: nicht nur dürfen hier die Frauen ihre Stimmen erheben, Lyttelton inkorporiert auch drei Dialoge aus der Feder Elisabeth Montagus in seinen Textkorpus, womit die *Dialogues of the Dead* zum Initial einer erregten Debatte über weibliche Autorschaft überhaupt und ganz konkret auch der Autorschaft Montagues – etwa im 1769 publizierten *Essay on the Writings and Genius of Shakespeare* – avancierten.

So weit das Spektrum des Bandes. Das Tableau der gelehrten Polemiken fesselt nicht zuletzt durch die sich immer wieder aufdrängenden Analogien aktueller Literatur-/Theorie-Debatten – so scheint etwa der frühneuzeitliche Riss zwischen Gelehrten und Dichtern auch im Disput zwischen Philologie und Dekonstruktion durch. Nach der Lektüre des Bandes von Kai Bremer und Carlos Spoerhase wartet man mit Spannung auf den auf der Website des DFG-Projekts an der Humboldt-Universität für Herbst 2015 angekündigten Folgeband zu *Intellektuellen Konfliktverschärfungen um 1800*.

Auch der Band *Kritik in der Frühen Neuzeit* der Wolfenbütteler Forschungen überzeugt sowohl durch sein theoretisches Konzept wie durch die Qualität der einzelnen Beiträge. Das zeitliche Spektrum seiner Aufsätze reicht vom 14. bis zum späten 18. Jahrhundert, das räumliche von Spanien über Westeuropa bis hin zum Ordensland. In ihrer Einleitung, die u. a. ein so vorzügliches wie umfassendes Forschungsreferat bietet, arbeiten die vier Herausgeber(innen) die Genealogie des modernen Intellektuellen heraus und fragen vor dem Hintergrund der Geschichte dieses Begriffes – den Georges Clémenceau 1898 im Verlauf der Dreyfus-Affäre zum ersten Mal positiv verwendete – „ob das 'eingreifende Denken' [Bertolt Brecht] ein für die Aufklärung und die Moderne charakteristisches Phänomen ist oder ob es sich mutatis mutandis nicht auch in anders strukturierten Gesellschaften nachweisen lässt. Hat es die Rolle des Intellektuellen“, so die daran anschließende Frage, „schon vor der Hochaufklärung gegeben?“ (S. 13) Nach der Lektüre des Bandes ist man versucht, dies zu bejahen – ohne zugleich die historischen Differenzen zwischen Robert Gaguin (1433–1501), Voltaire, Zola und Sartre außer acht zu lassen.

Im ersten der dreizehn Aufsätze des Bandes fragt Rainer Bayreuther nach *Strukturen politischer Kritik in der Musik des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Am Beispiel

⁵ Vgl. zur Gattung des imaginären Dialogs jetzt Till Kinzel und Jarmila Mildorf (Hg.): *Imaginary Dialogues in English. Explorations of a Literary Form* (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beiheft 46). Heidelberg 2012.

mehrerer Motteten des Trecento und der deutschsprachigen Oper um 1700 dokumentiert Bayreuther den formalen und strukturellen Wandel der musikalisch-textlichen Kritik von der „Referenz auf eine allgemeine ethische bzw. theologische Wahrheit“ (S. 52) im Trecento hin zu einer konkreten politischen Forderung der Stadt Hamburg an Kaiser Karl VI., die im der von Reinhard Keiser vertonten Text *Carolus V.* des Librettisten Johann Ulrich von König artikuliert wird. Dass der Stand/Beruf des Musikers in der Frühen Neuzeit entscheidende Transformationen durchläuft demonstriert Karsten Mackensen am Beispiel der Komponisten Heinrich Glarean und Ludwig Senfl. Dieter Janssen untersucht die Auseinandersetzung der frühneuzeitlichen Intellektuellen mit dem Krieg, und Albert Schirrmeyer lotet am Beispiel von Robert Gaguin, Erasmus Stella und Johannes Cuspinian die Schnittmengen zwischen Humanisten und Intellektuellen aus. Alle drei „agierten als gelehrte Autoren im Feld der Macht“ (S. 125) und haben als Intellektuelle mit publizistischen Interventionen den Bereich der Philologie und Philosophie transzendiert.

Zwei Texte widmen sich den intellektuellen Debatten über die Exklusion resp. Inklusion distinkter Gruppen; zunächst verfolgt Sina Rauschenbach jene über die 'Indianer' und über die Wiederzulassung der Juden im England des 17. Jahrhunderts. Beide Debatten sind nicht nur über einige der Akteure miteinander verbunden, sie übertragen einen gelehrten (genalogischen) Konflikt auch in den gesellschaftlichen Bereich und können so als Weichenlegungen in der Geschichte des modernen Intellektuellen verstanden werden. Dabei wird im Hinblick auf Desiderate der Frühneuzeitforschung aber auch klar, „dass eine frühmoderne Intellektuellengeschichte mit anderen als den bekannten Werten und Wortbedeutungen operieren“ muss (S. 189). Im Anschluss daran konturiert Ina Schabert in einem der besten Aufsätze des Bandes *Die Frau als Intellektuelle im England des 17. und des 18. Jahrhunderts*. Für Schabert deuten die so heterogenen Lebensentwürfe von Aphra Behn, Eliza Haywood, Mary Astell, Margaret Cavendish und anderen auf den weiten Möglichkeitshorizont nach dem Scheitern der puritanische Revolution; zwei Generationen später sah dies im konsolidierten georgianischen England ganz anders aus. Autorinnen wie Mary Astell wurden aus der Überlieferungsgeschichte (etwa in George Ballards *Memoirs of Several Ladies of Great Britain*, 1752) programmatisch ausgeschlossen. „Das Leitbild der weiblichen Intellektuellen, das feministisch gesonnene Autoren auf der Basis des Cartesianismus im späten 17. Jahrhundert geschaffen und das mutige Frauen als Modell und als Rechtfertigung genutzt haben, konnte sich nicht dauerhaft durchsetzen.“ (S. 215) Dieser Backlash verweist nachdrücklich auf die Potenzialität der Frühen Neuzeit im Hinblick auf intellektuelle Entfaltungsmöglichkeiten.

Den Funktionen der intellektuellen Debatten und den ihr ihnen entwickelten Rollenbildern gehen Isabella von Treskow und Hans-Jürgen Lüsebrink nach. Von Treskow belegt an Beispielen aus dem 17. Jahrhundert (im Zentrum steht Catherine Bernards Novelle *Le Comte d'Amboise*, 1688), wie Literatur als intellektuelle Intervention fungieren kann (und wie komplex die in ihr verhandelten Diskurse mit der politischen und theologischen Welt korrespondieren); und Lüsebrink verfolgt die Wandlung vom Gelehrten zum *philosophe*, wobei er ausgesprochen heterogene Rollenbilder des Intellektuellen beobachtet. Sein Beitrag verweist bereits auf die Intellektuellendebatte der Moderne, die wesentlich aus der Kampfstellung *philosophe* vs. *anti-philosophe* hervorgeht. „Die Geburt des Intellektuellen im Aufklärungszeitalter“ ist so auf fundamentale Art und Weise „mit seiner Infragestellung [...] dialektisch verbunden“ (S. 323). Susanne Lachenicht beleuchtet die *Periodische politische Presse*, wobei sie insbesondere auf die Journalisten im Frankreich des 18. Jahrhunderts fokussiert. Ihr Zielpunkt ist die Entstehung eines neuen Journalismus in den Jahren der Französischen Revolution. Um das Verhältnis von Experimentalwissenschaft und Öffentlichkeit geht es Ludger Schwarte, und Dorothea von Mücke widmet sich den *Öffentlichkeiten der Aufklärung*, indem sie den pädagogischen Impuls des Zeitalters mit den Formen der Kritik in Beziehung setzt. Die *Rhetorik des Intellektuellen im 18. Jahrhundert* beobachtet Ulrich Johannes Schneider am Beispiel von Johann Jacob Scheuchzers *Physica*

Sacra (1731/35). Die auf faszinierende Weise zwischen Theologie, Polyhistorie, Dichtung und Naturwissenschaft oszillierende *Physica Sacra* eignet sich, so Schneider, gerade wegen ihrer disziplinären Offenheit und eklektischen Methodik als frühes Exemplum intellektueller „Schreibstrategien, die zueinander nicht im Widerspruch stehen, sich aber auch nicht aufeinander abbilden lassen“ (S. 261). Scheuchzers komplexes Schriftregime antizipiert literarische Taktiken der Aufklärer, transportiert dabei aber noch Elemente der frühneuzeitlichen Gelehrten Diskurse. Am Ende des Bandes untersucht Meinrad von Engelberg die *Bildenden Künste als Medien intellektueller Interventionen*. Seine Beispiele reichen von gelehrten Diskussionen des Humanismus (Leone Battista Alberti vs. Piero della Francesca über das *Ut-pictura-poesis*-Prinzip) über Dürer, Rubens und Chodowiecki bis hin zu Goyas Hinrichtungsbild *Tres de Mayo* (1814) und belegen trotz ihrer Heterogenität die zentrale These von Engelbergs, dass nämlich „Bilder ebenso wie Texte als Medien intellektueller Intervention eingesetzt wurden“ (S. 370).

Kritik in der Frühen Neuzeit schließt mit einem Nachwort der Herausgeber, das auf gelungene Weise Zusammenhänge zwischen den – wie mir scheint nicht immer sinnvoll angeordneten – thematisch weit gespannten Beiträgen andeutet. Zu ihnen gehört wesentlich die Idee der Kritik als Prüfstein der intellektuellen Intervention, wobei sich die Frühe Neuzeit auch in mediengeschichtlicher Hinsicht als Laboratorium erweist. Im Hinblick auf die unterschiedlichen Akteure stellen die Herausgeber fest, dass „Autorität und Autonomie intellektuellen Handelns [...] auch für die Erforschung politischen Intervenierens in der Frühen Neuzeit unverzichtbare Kategorien“ sind (S. 385). Selbst wenn also eine Differenz zwischen den Kritik- und Intellektuellenbegriffen in Früher Neuzeit, Aufklärung und der Moderne notwendig bestehen bleibt, artikulieren sich in der Frühen Neuzeit „Personen- und Handlungsmuster“ die auf die „Emergenz“ einer neuen Form von engagierter Intellektualität deuten.

Cord-Friedrich Berghahn (Braunschweig/Darmstadt)

Jean-Marie Valentin: *Aristote écartelé. Poétiques du théâtre allemand de la Renaissance à Brecht et à Müller* (collection Germanistique 14). Paris: Klincksieck, 2014. 328 S., kart., € 35.–

August Wilhelm Schlegel: *Comparaison entre la « Phèdre » de Racine et celle d'Euripide (et autres textes)*. Édition présentée, annotée et commentée par Jean-Marie Valentin. Arras: Artois Presses Université, 2013. 477 S., kart., € 21.–

Jean-Marie Valentin: „Den würdigsten Epilog zu Lessings Dramaturgie“. August Wilhelm Schlegels *« Comparaison entre la Phèdre d'Euripide et celle de Racine »* (1807). Mit der kommentierten Übersetzung von Heinrich J. von Collin (Wolfenbütteler Vortragsmanuskripte 18). Wolfenbüttel: Lessing Akademie, 2013. 105 S., kart., € 5.–

Jean-Marie Valentins *Aristote écartelé* ist gleichermaßen ein theaterhistorisches und ein hochaktuelles Buch. Der Versuch verschiedener Theoretiker, die neuesten Tendenzen der theatralischen Praxis unter den Begriff des *postaristotelischen Theaters* zu subsumieren, begegnet hier begründetem Widerspruch. Valentin insistiert auf der Heterogenität der neueren Theaterexperimente. Er weist den Verfechtern des Postaristotelismus große Wissenslücken nach. Vor allem aber problematisiert er den Begriff des *Aristotelismus*, auf den „die frechen Kündler des Postdramatischen“, wie er sie in der letzten der hier besprochenen Publikationen (S. 15) nennt, ihre Argumentation stützen, indem er ihn im Rahmen einer großen transhistorischen Studie, die von Aristoteles bis in unsere Tage schreitet, in eine Vielzahl von Aristotelismen zerfallen sieht.

Der Untertitel des einführenden Essays, *Le texte et la performance*, benennt die beiden Pole der theatralischen Praxis, die die Postaristoteliker in Kontrast setzen. Mythos wie Opsis,

so weist Valentin nach, waren für Aristoteles Wesensmerkmale des Dramas. Allerdings waren diese Komponenten, dem aristotelischen Stufendenken gemäß, deutlich hierarchisiert, was dem Stagiriten neuerdings den Vorwurf einer Verachtung der Opsis und den Ruf eines kopflastigen Vampirs eingebracht hat, der dem europäischen Theater den letzten Blutstropfen ausgesogen habe. Am Ende traf der Aristotelismus-Vorwurf, der in den Händen der Aristoteles-Kritiker zu einer schweren Waffe geworden war, sogar den an der Fabel noch festhaltenden Brecht. Diese These wischt Valentin vom Tisch, indem er die westeuropäische Aristoteles-Rezeption mit Schwerpunkt auf dem deutschen Theater historisch nachvollzieht. Die philologische Wiedergewinnung des Textes, die Übersetzung seiner Begrifflichkeit in moderne Sprachen, das veränderte kulturelle Umfeld und dabei insbesondere das veränderte Verhältnis von Mythos und Religion sowie die Veränderung der theatralischen Praxis sind Ursachen, aus denen die Ansichten des Aristoteles in der Neuzeit auf große hermeneutische Hindernisse trafen und immer nur partiell und stark modifiziert rezipiert wurden. Das Fazit lautet: Aristoteles übte, so sehr man seine Autorität ehrte, einen wesentlich geringeren Einfluss auf das europäische Theater aus als allgemein angenommen.

Dem zusammenfassenden historischen Überblick folgen Fallstudien, die sich einzelnen Stationen der Annäherung an Aristoteles bzw. der Abkehr von ihm widmen: Die erste beschäftigt sich mit dem italienischen Theater der frühen Neuzeit und dem Verhältnis von Text und Improvisation. Es folgen Studien zum Jesuitentheater, zum Märtyrerdrama und zur *Sophonisbe* von Lohenstein. Da Valentin sich auf eigene frühere eingehende Forschungen zu diesen Gegenständen stützen kann, behandelt er die Themen nicht separat, sondern zieht allüberschauend Verbindungen nach vorn, nach hinten und zur Seite, so dass der Leser eine Vielzahl von Zusammenhängen entdeckt, gleichzeitig aber achthaben muss, seinen eigenen Ariadnefaden in diesem Labyrinth der Erudition nicht zu verlieren. Die Aristoteles-Philologie der italienischen Renaissance und ihre Adaption durch die französische *doctrine classique*, an die noch Lessing kritisch anknüpfen sollte, bilden den theoretischen Höhenkamm, dem man folgen muss, wenn man die deutschen Aristoteles-Aneignungen verstehen will.

Der Essentialist Lessing war, wie Valentin in einem an seine grandiose Interpretation der *Hamburgischen Dramaturgie*¹ anknüpfenden Kapitel ausführt, der letzte Aristoteliker. August Wilhelm Schlegel ist in seiner *Comparaison entre la „Phèdre“ de Racine et celle d'Euripide*, wie die Kapitelüberschrift ankündigt, bereits *Jenseits von Aristoteles*. In Kleists *Penthesilea* findet Valentin, einen direkten Bezug auf Bothes *Bacchen*-Übersetzung nachweisend, die Wiederkehr des Eurpideischen Dionysischen, kurz: die Epiphanie des Theaters (S. 264). Fingerzeigen in Grabbes *Napoleon oder Die hundert Tage* nachgehend, beobachtet Valentin Übereinstimmungen in den performativen Strategien der beiden großen Akteure Talma und Napoleon. So legt Valentin ausgerechnet in Stücken zweier Autoren, deren Werk zu ihren Lebzeiten als unspielbar galt, Performativität und Theatralität frei und konterkariert damit die allzu simple Opposition von Literarizität und Opsis. Ein grundlegender Essay zu Brechts Entwurf eines nichtaristotelischen Theaters, der manches in jüngerer Zeit aufgekommene Missverständnis ausräumt, zieht die den Band durchlaufenden Fäden noch einmal zusammen.

Das Buch löst sein Versprechen ein, indem es verschiedene Poetiken des deutschen Theaters zu Aristoteles' *Περὶ ποιητικῆς* ins Verhältnis setzt und auf ihre Aristotelizität hin testet. Da es aber nur Streiflichter bietet, obliegt es künftiger Forschung, die Lücken zu füllen und die Grundthesen zu prüfen. Ein eigenes Kapitel hätte sicherlich die Aristoteles-Rezeption der deutschen Klassik verdient. In Übereinstimmung mit dem, was Valentin im Schlegel-Kapitel zur Differenzierung und Autonomisierung der einzelnen Künste sagt,

¹ Vgl. René Sternke: [Rezension:] Jean-Marie Valentin (Hg.): *Gotthold Ephraim Lessing. Dramaturgie de Hambourg. Traduction intégrale, augmentée des paralipomènes, d'une chronologie et de témoignages d'époque avec Introduction, notes et commentaire*. In: *Zeitschrift für Germanistik* NF 21.1 (2011), S. 188f.